

Illustrirte Beilage
der
Kreis-Zeitung
für den
Obertaunus-Kreis.

Verlag der Holbuchdruckerei
H. J. Schick Sohn
Komburg a. d. R.

Sonntagsblatt.

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine Kräfte ringen!
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Rudert.

Blutende Wunden.

(9. Fortsetzung.)

Erzählung aus der Jetztzeit von A. Widen.

(Nachdruck verboten.)

„Wer kann sich bei diesen Zeiten binden?“ ereiferte sich Adlene. „Lebst du denn morgen noch? Du gehst hinaus, wer weiß, was aus dir wird. Aber ich — ich —“ Sie stampfte mit dem Fuß den Boden wie ein eigensinniges Kind.

„Ja, was soll denn werden, wenn du so denkst, Geliebte?“ meinte der Mann ratlos. „Du sprachst mir von Liebe. War das nur eine leere Phrase? Die Liebe duldet alles. Ich gestehe, der Augenblick war schlecht gewählt; ich hätte Herr meiner Sinne bleiben sollen.“

„Ja, das hättest du,“ zürnte Adlene. „Geh zu deinem Vater, bekenne dich schuldig, das ist wenigstens männlich gehandelt. Und schone mich. Nimm alle Schuld auf dich.“

Fedor sah die Geliebte zweisehend an.

Wo war ihre sanfte Hingabe geblieben? War ihre Liebe nur Heuchelei, nur Lüge gewesen — dann, ja dann war sie eine arge Kokette, dann hatte sie ihn mit Absicht an sich herangelockt, ihn in ihre Schlingen zu bekommen. Dann hatte sie ein frivoles Spiel mit ihm getrieben.

Diese Erkenntnis kam wie ein Sturz kalten Wassers über ihn.

Und trotzdem diese Stunde ihn lehrte, daß er in seinen heiligsten Gefühlen tief verletzt worden war, daß dieses gleißende Weib einen argen Verrat an ihm begangen, erwachte doch seine Ritterlichkeit in ihm. Er durfte sie nicht bloßstellen, des Gatten wegen nicht.

„Ich nehme selbstredend alle Schuld auf mich,“ sagte er kalt mit einer Verbeugung gegen die Frau, die er glühend heiß geliebt und die er noch liebte. Seine heißen Blicke ruhten lange auf Adlene, dann wandte er sich zum Gehen.

Da fühlte er sich von hinten von zwei weichen Armen umschlungen.

„Fedor, gehe nicht im Unfrieden von mir. Es war ein Ausruf, ein Schöner. Die raue Wirklichkeit zerriß ihn allzu schnell.“

Ihre Lippen strebten den seinen entgegen, die Lippen, die heucheln und lügen und betrügen und betören konnten, und er küßte sie zum letzten Male mit versengender Liebe.

Er hatte die Geliebte an sich gerissen, sie so fest in den Armen haltend, daß ihr fast der Atem verging.

„Schade,“ dachte Adlene, „es hätten so schöne Tage noch werden können. Nun ist es aus.“

Er riß sich los und stürmte davon. Direkt in den Inspektorsflügel. Er mußte seinem Vater ein Bekenntnis ablegen, bevor der Klatsch ihm zu Ohren kam.

Und die Verleumdung hat Flügel.

Frau von Ruhlgarth kam ihm auf dem Flur entgegen. Sie tätschelte liebevoll seine Wangen.

„Wo warst du, mein Sohn?“

Kam es Fedor so vor, oder lag wirklich ein sorgenvoller Ausdruck in der Mutter Stimme.

Er fühlte sich wie zer schlagen. In ihm fraß das Weh um ein verlorenes Paradies, das doch nur als Paradies in seiner Phantasie gelegen. Die Hölle war's gewesen, mit ihrer versengenden Glut. Diese Glut hatte in seinem Herzen Wunden geschlagen, wie er sie schmerzhafter kaum gefühlt, als man ihn vom Kriegsschauplatz, von Granatsplittern verwundet, fortgetragen.

Und so sehr er Adlene verachtete, mußte, die ihm wesentlich diese Wunde geschlagen, so sehr schrie sein krankes Herz doch nach ihr.

„Ich war bei Frau von Leuen,“ sagte er trohig.

„Wieder bei ihr?“ Die besorgte Mutter blickte fast hilflos in das blasse Gesicht ihres von tiefen blutenden Wunden soeben geheilten Sohnes. „Ich bitte dich, Fedor, und wolle es dir schon immer sagen, spiele nicht mit dem Feuer. Und dann auch, es könnte falsch ausgelegt werden, wenn man euch so viel beisammen sieht. Sie ist Ethard von Leuens Gattin.“



Der Wettermacher Cadorna berichtet —
Der italienische Oberbefehlshaber in
seinem Arbeitskabinett im Hauptquar-
tiere beim Verfassen seiner „Wetter-
berichte“.

„Sprich nicht so törichtes Zeug,“ verwies ihn Frau von Ruhlgarh traurig. „Ist unser Friede gesichert, wenn wir dich draußen im Kugelregen wissen?“

Fedor umfaßte seine Mutter, deren Augen in Tränen schimmerten.

Diese Frau, pflichttreu, edel und opfermutig weinte um ihn.

„O Mutter, Mutter“, schluchzte er bitter auf.

Da wußte Frau von Ruhlgarh alles.

Die kokette falsche Adlene hatte ihrem geliebten Sohne eine Wunde geschlagen, die er jetzt blutend mit hinaustrug in den Kampf.

Die dort aber, so Gott will, heilen würde. Er mußte fort um zu gesunden.

„Mein Sohn, sei ein Mann, du wirst verwinden.“

„Ja, Mutter.“

Da schlug eine kräftige Mannesstimme an das Ohr der beiden sich innig Umschlingenden.

„Das ist ja ein rührseliges Beisammensein.“

Und Herr von Ruhlgarh sen. trat lachend hinzu.

Als er aber die Tränen in seines Weibes Augen sah, verstummte er.

Das konnte nicht der nahe Abschied sein, der diese Tränen hervorgerufen. Da war etwas passiert. Nichts Gutes.

In seinem Ohre klang die stets warnende Stimme seiner Frau: „Männer, sprich mit dem Jungen. Was tut er immer bei ihr?“

Ja, da war etwas passiert. Seine Mienen wurden ernst.

„Ich möchte mit dir sprechen, Papa,“ sagte Fedor entschlossen.

„Gut, mein Junge. Komm mit mir in meine Stube.“

Und während ein zitterndes Mutterherz sich in Schmerzen krümmte, stand Fedor vor seinem Vater.

„Du wolltest mir was sagen, mein Junge?“

Da quoll es hervor aus bedrängtem Herzen.

Er hatte das betörende Weib geliebt vom ersten Sehen an.

Und soeben hatte er sich vergessen und ihr von Liebe gesprochen. Hatte vor ihr auf den Knien gelegen. —

„Und sie?“

Des Vaters Stimme war wie grollender Donner.

„Sie vergaß, daß sie das Weib eines Andern war und spielte ruhig die trauernde, unverständene, ungeliebte Frau“ höhnte der Senior.

„Wir wurden gestört,“ fiel Fedor qualvoll ein.

„Gestört?“

„Ja, das Mädchen, Trina, heißt sie ja wohl, hat uns gesehen.“ —

„Fedor, Fedor konntest du nicht Mannes genug sein, der Versuchung zu widerstehen? Ich glaubte hier für meine alten Tage ein Friedensasyl gefunden zu haben; was soll ich Ehard von Leuen sagen, wenn er wiederkommt? Ich kann zum Wanderstab greifen und hinausziehen —“

„O Papa, weshalb, weshalb? Ich trage die Schuld. Man wird dich nicht blitzen lassen für den Leichtsinns deines Sohnes.“

„Du wirst sofort abreisen, Fedor. Siehst du die Notwendigkeit ein?“

„Vollkommen, Papa. Kann ich noch heute fort?“

„Jawohl. Um fünf Uhr geht ein Zug.“

„So bin ich bereit.“

Qualvoll aufsteigend warf sich Fedor in einen Sessel.

Das war das Ende! Ein schreckliches Ende eines so schönen Anfanges.

„Wie nahm Frau von Leuen die Nachricht auf, die Trina ihr gebracht?“ schlug des Vaters Stimme wie hart aufschlagendes Metall an des Gebeugten Ohr.

„Welche Nachricht, Papa. Sie hat nichts bestellt.“

„Ehard lebt?“

„Jawohl, mein Sohn. Gottlob. Und während der Mann fürs Vaterland blutet, schlägt sein selbstvergeßenes Weib hier Wunden, die auch ihre Zeit zur Heilung bedürfen.“

„Papa, Adlene —“

„Ist ein Weib, morsch bis ins Herz hinein. Vor mir brauchst du sie nicht zu verteidigen und auch vor Ehard nicht.“

„Ich werde Ehard schreiben, mich ihm zur Verfügung stellen.“ —

Herr von Ruhlgarh lächelte.

„Schreiben mußt du ihm alles. Von Satisfaction kann natürlich erst die Rede sein, wenn Größeres erledigt ist.“ —

Abermals klopfte Trina an der Herrin Tür.

„Herein!“ rief die kalte herrische Stimme.

Das Mädchen überreichte eine Karte.

Es war die Karte Ehard von Leuens aus dem Aachener Lazarett an Herrn Ruhlgarh.

Ein Blick darauf — die Karte entfiel Adlenes Hand.

Ehard lebte!

Würde kommen, wenn auch nicht heute, nicht morgen, aber er kam.

Ihrer Sinne kaum mächtig, riß Adlene die Tür auf.

„Trina, Trina!“ schrillte ihre Stimme über den Korridor. Das Mädchen kehrte wieder um.

„Ja, gnä' Frau.“

„Komm herein, Trina,“ befehlte Adlenes Stimme. „Mach die Tür zu. Sage mir aufrichtig, aber aufrichtig, Trina, was hast du gesehen?“

Da war wieder das breite Lächeln auf dem Vollmonds- gesicht.

„Warum? Gnä' Frau wissen es ja.“

„Ich weiß es nicht, was du gesehen, Trina. Und das will ich wissen. Ich schenke dir ein neues Kleid. Sage mir die volle Wahrheit.“

„Ich sah Herrn von Ruhlgarh auf den Knien liegen und sah, daß gnä' Frau beide Hände um seinen Kopf gelegt hatten. Und ich hörte —“

Trina lachte.

„Was hörtest du, Trina?“ ermunterte Adlene mit fliegenden Puffen.

„Und ich hörte, wie gnä' Frau sagten, daß gnä' Frau mit tausend Schmerzen auf diesen Augenblick gewartet und — und — daß gnä' Frau den Herrn liebten über alle Maßen.“

„Du lügst!“ schrie Adlene in heller Verzweiflung das Mädchen an. „Er sagte es zu mir.“

„Ich lüge nicht,“ entgegnete das Mädchen getränkt. „Weshalb fragen gnä' Frau mich, wenn ich nicht die Wahrheit sagen soll!“

Adlene besann sich. Sie mußte ruhig Blut bewahren.

„Trina, kannst du schweigen?“

„Wie das Grab gnä' Frau,“ beteuerte das Mädchen und hätte jeden Schwur geleistet, trotzdem alle auf den Gute bereits von der Liebesaffäre wußten, soweit Trinas Zunge bis zu diesem Augenblick hatte kommen können. Auch würde der Schwur vergessen sein, sobald das Mädchen die Schwelle ihrer Herrin überschritten.

„Wenn du gegen Jedermann schweigst, Trina, sollst du reichlich belohnt werden. Hier, nimm diesen Taler. —“

„Danke schön, gnä' Frau. Und das Kleid?“

„Das kaufe ich dir morgen in der Stadt.“

„Danke schön, gnä' Frau.“

„Und du schweigst, Trina?“

„Wie das Grab, gnä' Frau.“

Fedor von Ruhlgarh war abgereist; eine drückende Schwüle lag über den Bewohnern des Herrenhauses von Grünhaloe.

Unter den Bediensteten und Gutsangehörigen war es ein Getuschel und ein Köpfe zusammensteden, ein heimlich Gelächter, welches Herrn von Kuhlgarth nicht entging. Das waren natürliche Folgen und mußte es gehen wie es wollte.

Zwei Briefe waren nach Aachen abgesandt. Einer von Herrn Kuhlgarth senior, einer vom junior.

Die würden wenig Freude bei dem Manne erwecken, den es anging.

Wie wenig sich Ehard von Leuen im Grunde aus der Gesellschaft machte, konnten die beiden Herren nicht ahnen.

Was war denn Ehard überhaupt seine Frau? Eine leidige Zugabe zu der Erbschaft.

Trotzdem es seine Ehre erforderte, Satisfaktion von dem Bruder seines Freundes zu verlangen, so trat dieser Zeitpunkt ja einstweilen in eine noch unendlich graue Ferne.

Ihm tat der frische, kernige Referendar leid, der sich in den Netzen der intriganten Frau gefangen hatte, der alle Schuld kavaliermäßig auf sich nahm und doch nur das Opfer einer durch und durch schlechten Frauenseele wurde.

Nochte er dieses Weib heiraten, das ihm selber nur eine Last war. Das würde für ihn Satisfaktion genug sein.

Überhaupt, je länger er darüber nachdachte, desto freier wurde ihm ums Herz.

Der Fehltritt Adlenens machte ihn frei. Der alte Kuhlgarth war nicht ganz so schonend für seine Frau eingetreten

Schuldigungen zwischen den Seiten hervor.

Ah, und Ehard wußte ja Bescheid.

Schließlich aber, je näher die Zeit seiner Entlassung heranrückte, wurde ihm der Gedanke an ein Nachhausekommen peinlich.

Es würde Szenen geben und er fühlte sich eigentlich noch recht erholungsbedürftig. Sein Bein war geheilt, allerdings völlig steif geblieben, auch trat er ein wenig kurz. Darüber kam er hinweg. Das wären schlechte Opfer, die nicht freudig und willig dem Vaterlande gebracht werden könnten.

Das war es nicht, was ihn quälte. Es lag mehr innerlich, lag im Gemüt.

Es wollte gar keine freudige Stimmung in ihm hochkommen. Teils lag das ja in der innigen Liebe zu seinem Vaterlande, das noch aus tausend Wunden blutete.

Der Winter war vergangen, es war April geworden, die Knospen schwoilen an Baum und Strauch; der Landmann sorgte dafür, daß der Samen der Erde übergeben wurde, alles war erwacht zu neuem Leben, aber am politischen Himmel wollte sich noch kein Frühling zeigen.

Das war betäubend. Auch fühlte Ehard es tief, daß er gezwungen war, den Dienst zu quittieren und sich auf seine Besitzungen zurückzuziehen.

Was aber erwartete ihn nun daheim?

Krieg!

Nein, eine so rechte Frühlingsstimmung wollte und konnte nicht in ihm hochkommen. (Schluß folgt.)

Auch ein Kriegsfreiwilliger.

Humoristische Skizze von Anselma Heine (Berlin).

Er hatte nicht geruht, bis sie ihn genommen hatten. Nicht an die Front natürlich! Mit seinem langen schneeweißen Bart und dem faltigen Gesicht hatte man ihn gar nicht erst zur ärztlichen Untersuchung zugelassen; aber wenigstens sah er jetzt in Uniform in einem schmalen Zimmerchen des alten Gerichtsgebäudes seines Städtchens, fertigte als Schatzmeister des städtischen Hilfsfonds für Kriegsunterstützungen Listen und sauber geführte Rechnungsbücher an und hatte überdies die Briefe der Gefangenen aus dem nahen Barackenlager auf Spionagegefahr und sonstige Zulässigkeit zu prüfen. Seinem improvisierten Arbeitstisch gegenüber an der Wand stand der schmale eiserne Schrank mit dem Kunschtisch, der die eingelaufenen Gelder bewahrte. Den Schlüssel dazu trug er hinten an der Westenschnalle. Man ließ die Summen immer zu einigen Tausenden anlaufen, ehe man sie der Bank zuführte. Eben jetzt wieder war die Überweisung fällig, aber Professor Schrader, umständlich und gewissenhaft wie er war, mochte niemand anderen mit der Einzahlung betrauen und selbst war er in diesen vielbeschäftigten Tagen erst nach Schluß der Bankstunden frei geworden.

Tag und Nacht trug er dieses Geld in seinen Gedanken mit sich herum, ja es kam ihm fast vor, als habe er es wirklich in seine Rocktasche gesteckt. Überflüssigerweise befühlte er sich. Die Taschen waren leer. Natürlich! Er war es gewöhnt, unantastbar richtig und tadellos zu handeln. Ein Ehrenmann durch und durch.

Professor Schrader hatte 64, 66 und 70 mitgemacht, war Gymnasiallehrer, schließlich Direktor geworden und nun, seit seiner Pensionierung, voll unbeschäftigten Latendrangs. Seine Familie litt ein wenig unter ihm, nun da er immer zu Hause war und sich mit wohl ausgearbeiteten aber unerprobten Theorien um die häuslichen Angelegenheiten kümmerte, „um nun, da er endlich die Zeit dazu hatte, auch darin seine Pflicht zu erfüllen und seiner lieben Frau etwas von den Mühen und Sorgen des täglichen Lebens abzunehmen.“

So entdeckte er auf seinen täglichen langen Spaziergängen in die ländliche Umgebung hinaus fortwährend die herrlichsten und billigsten Bezugsquellen für Brot, Kartoffeln, Gemüße, die nur den Nachteil hatten, daß man, um die Ware einzuholen, eines besonderen Boten oder ungeheuer viel freier Zeit bedurft hätte. Er hatte seiner Frau eine sinnreiche Wirtschaftsklasse vom Buchbinder anfertigen lassen mit vierzig Fächern, deren jedes eine besondere Rubrikbezeichnung trug und genau auf den Pfennig soviel Geld enthielt, wie monatlich für das Benannte ausgegeben werden durfte. Da war ein Fach für Nadeln, Zwirn und Gummwaren, ein anderes für Klavierstunden, Puhfrau oder elektrische Bahnen. Alles war vorgeesehen und die zum Monatsauskommen bestimmte Summe durch diese vierzig Fächer dividiert. Heimlich überhäufte freilich Frau Direktor achtlos die kleinen Pappschranken und grämte sich überhaupt nicht groß, wenn sie für Bildung ausgab, was für Nahrung bestimmt war und umgekehrt. Unbequem war es, daß der Hausherr jeden Morgen in der Küche einen „Tagesbefehl“ aufhing für das Mädchen, der jeder Stunde und Minute ihre bestimmte Beschäftigung anwies.

Die Folge war ein ewiger Dienstbotenwechsel.

Nun aber sah der Pflichtgetreue unschädlich und nupvoll in seinem schmalen Zimmerchen im alten Gerichtsgebäude und widmete seinen Tätigkeitsdrang dem Vaterlande. Eben wieder waren Briefe aus dem Gefangenenlager angelangt, die er durchzusehen hatte. Schrader hatte früher Englisch und Französisch als Hauptlehrfach versehen, aber sein grammatikalisch korrektes Wissen hatte schweren Stand, diesen oft eleganten, oft wieder unorthographischen oder flüchtigen Aufzeichnungen gegenüber. Ehe er es sich versah, hatte er den Rotz in der Hand und begann Fehler anzustreichen, bis er zuletzt entsezt aufsprang und mit allen Radiermitteln seine Striche wieder zu beseitigen suchte. Er verlor viel Zeit mit solcher Arbeit. Auch die Kasse machte ihm zu schaffen. Er hatte sich für sein Amt als „Schatzmeister des städtischen



Der selbgraue Diogenes.

Unterstand eines österreichischen Soldaten an der südöstlichen Front.

Hilfsjonds für Kriegsunterstützung“ eine besondere Rund- schrift angelehrt, um ja keine Verwechslung mit seinem Privatkonto, auch etwa nur für seine eigenen Augen, herbei- zuführen. Außerdem öffnete er nach jeder Ein- oder Aus- zahlung den Schrank wohl zehnmal wieder, um nachzuzählen, ob er sich auch nicht geirrt habe? Ob alles in Ordnung sei?

Und eines Abends, da er gerade nach Hause gehen wollte, fand er den Schrankschlüssel nicht. Er stand wie betäubt, suchte dann, kurzschichtig wie er war, auf den Knien, schließlich wie eine Schlange umherkriechend, die ganze Stube ab. Umsonst. Nirgends glänzte oder klirrte es, der Schlüssel blieb ver- schwunden.

Und wenn nun Diebe den Schlüssel fanden? Wenn sie in der Nacht den Schrank öffneten, beraubten? Das Haus war unbewohnt, der Kastellan, der sonst dort schlief, zum Militär eingezogen, die Scheuerfrau kam erst am nächsten Morgen.

Professor Schrader zog seinen Rock aus und legte ihn sorg- fältig zusammen. Sein Entschluß war gefaßt. Er wußte, was er seinem Amte schuldig war. Er rüdte seine drei Stühle zusammen, den Rock, unter den er die zusammengerollte Altenmappe legte, benutzte er als Kopfkissen, die staubige Zutedede auf seinem Tisch als Federbett. „Die Kameraden im Schützengraben haben es noch schlechter,“ dachte er ergeben. Ihn hun- gerte. Die Seinen zu benachrichtigen, gab es heute abend keine Möglichkeit mehr. So er- gab er sich drein, getröstet durch dieses neue Ruhmesblatt im Lorbeertränze seiner Pflicht- erfüllungen.

Er verbrachte eine schauerhafte Nacht: Frierend, hungernd, alle Glieder wie ge- brochen. Und wer konnte den Schlüssel ent- wendet haben? Ein Klient? Er meinte jetzt nachträglich auf einen gelben, dicken Mann Verdacht haben zu können, der ihm von rückwärts verdächtig nahe gekommen war. Und er befühlte zum hundertsten Male vergeblich die Rückenschnalle, an der der Schlüssel gehangen hatte.

Als die Scheuerfrau am nächsten Morgen kam, war sein Seelenzustand ein verzweifelter. Er hörte sie im langen Korridor han- tieren, hörte, wie sie die kleine Tür zum ge- heimen Gemach am Ende des Ganges öffnete, mit dem Besen hineinstieß und glaubte dabei

Sie kam herbeigetrappelt. „Minna,“ seine Stimme bebte, „haben Sie vielleicht einen Schlüssel gefunden?“

Sie starrte ihn an wie ein Gespenst. „Der Herr Direktor schon so früh auf?“

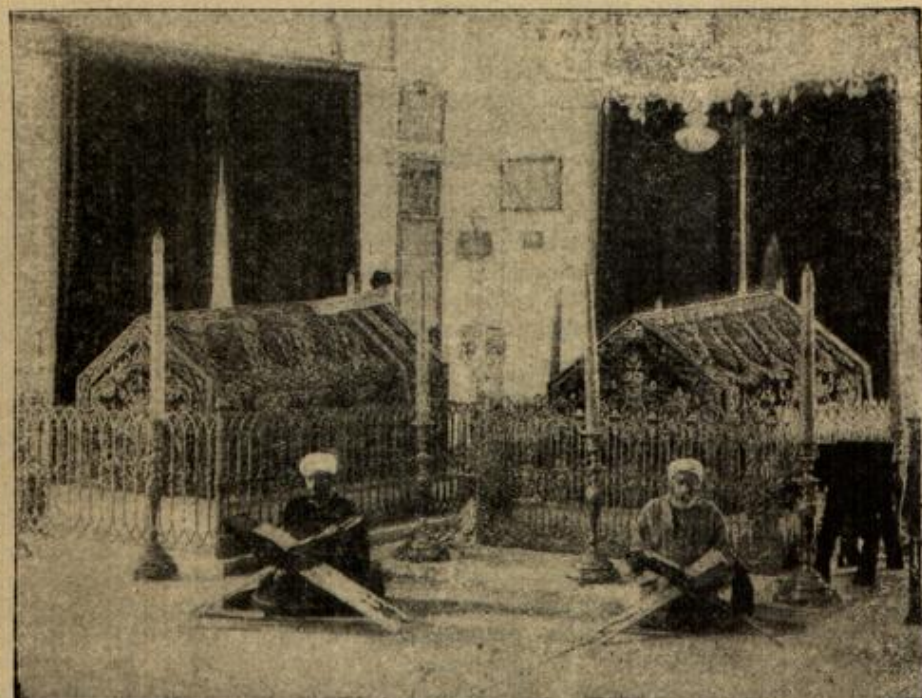
Er wiederholte seine Frage. „Einen Schlüssel? Ja ja. Eben fiel er mir doch ent- gegen — — —“. Sie eilte davon und kam triumphierend mit dem Schlüssel zurück. „Wie gut, daß er nicht 'reingefallen ist!“

Der Professor antwortete nicht. Er kämpfte mit einem Schluchzen. Wie lieblosend hielt er den Schlüssel zwischen seinen Händen. Dann, als ob er sich vergewissern müsse, daß es der rechte sei, weder verbogen noch sonst verdorben, steckte er ihn sorgsam in das Schrankschlüsselloch und schloß auf. Knarrend öffnete sich die Tür. Schrader taumelte zu- rück, das kleine obere Fach, in dem er das Geld bewahrte, war leer. Er griff tiefer in die anderen Fächer. Sollte ihm ein Irrtum be- gegnet sein? Ihm? Das war unmöglich. Aber er suchte doch, ob er das Geld vielleicht

an die unrechte Stelle gelegt habe? Minna war längst draußen. Er schloß die Tür ab, suchte sorgfältig alle Mappen und Bücher und Papiere durch — umsonst! Er setzte sich vor den geöffneten Schrank und starrte hinein. Gestern vormittag — das wußte er bestimmt — war das Geld noch dagewesen. Er hatte es selbst in der Hand gehabt, es in ein großes, festes Kuvert geschlossen. Deutlich sah er es vor sich.

Und er irrte sich nie!

Sein inquisitorischer Spürsinn wurde wach: irgendwie mußte das Verschwinden des Schlüssels ja zusammenhängen mit dem Diebstahl. Einen Augenblick befriedigte der Ge- danke ihn beinahe. Es wäre ja auch zu unglaublich gewesen, daß er, Direktor Professor Schrader, den Schlüssel so achillos hätte verlieren können. Unmöglich! So angestrengt er aber auch nachsann, er fand keinen Faden. Am Nachmittag war der Schrank nicht mehr geöffnet worden, am Vormittag hatte er das Kuvert noch gesehen, logischerweise mußte das Geld also geraubt sein, während er zuhause Mittag aß. Da aber hatte er den Schlüssel bestimmt noch gehabt. Er hatte ihn



Die Grabkapelle des Sultans Mahmud in Stambul,

woselbst der verstorbene türkische Thronfolger Prinz Jusuf Izzedin Effendi beigesetzt wurde.

Seine Gedanken verwirrten sich, Übermacht und Über-
hungert fand er keinen Ausweg. Immer entschlossener wurde
es ihm klar: Ihn würde man für den Dieb halten. „Und
war er es nicht am Ende? Er war nachts im Hause geblieben,
morgens hatte er versucht, Minna einzureden, er habe den
Schlüssel verloren — alles deutet darauf hin, daß —“

Als habe er einen Schüler vor sich, der böser Streiche über-
führt werden sollte, so redete er da in der kalten, ver-
schlossenen Stube auf sich selber ein. Zuletzt erschrak er. Er
hatte Angst, den Verstand eingebüßt zu haben.

Er schloß die Tür auf, nahm die erste Droschke, der er
draußen begegnete und fuhr nach seiner Wohnung.

Zuhause hatten sie sich sehr geängstigt. Das Töchterchen,
das Romane las, mit einem Beischmack von Sensations-



Leipziger Presse-Bild.

Ein im Walde versteckter Beobachtungsstand bei den deutschen
Stellungen hinter Piosl.

schauern. Alle Männer gingen doch nachts auf verbotenen
Wegen. Sollte vielleicht auch Papa — —?

Als er nun ankam, totenbläß, Haar und Bart ineinander
gewirrt, bestaubt, zerknittert, stürzten beide Frauen ihm
jammernd entgegen. Er wehrte sie würdevoll ab. „Nicht auf
der Straße. Man wird ohnedies bald genug alles er-
fahren.“ Allmählich kam denn das Furchtbare heraus. „Man
muß mich ja für den Dieb halten! Erst der Schlüssel nicht zu
finden, dann der Schrank leer!“ Es war wie eine fixe Idee.
Seine Frau sprach zu ihm, er hörte sie gar nicht, er redete
weiter: „Natürlich müssen wir es ersen, jetzt gleich, und
wenn ich alles verlaufen müßte!“

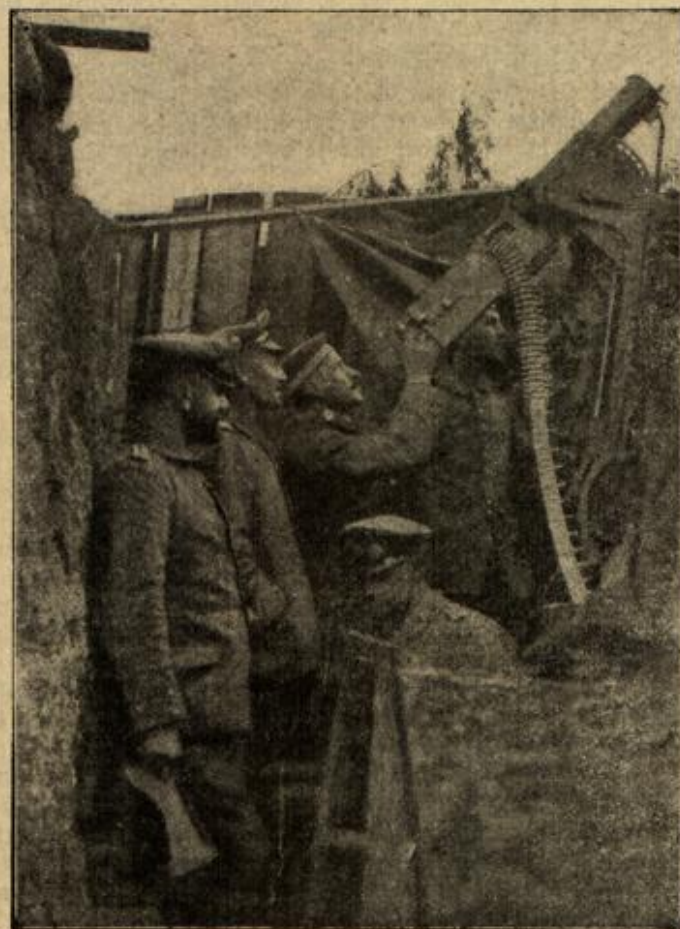
Und immer wieder von neuem ausbrechend der Vorwurf:
„Warum habe ich auch die viertausend Mark nicht auf die
Bank geschickt.“

Die Frau Direktor hielt ihm beide Hände, wie einem
Kinde, dem man heilende Medizin beibringen will. „Aber



Somalineger der französischen Armee mit ihrer Fahne.

du hast sie ja auf die Bank geschickt,“ schrie sie aus Leibes-
kräften. „Ich selbst habe sie ja doch hingetragen.“ — „Du?“
„Ja, weißt du es nicht mehr? Du hast es mir noch so auf



Im deutschen Schützengraben an der westlichen Front.
Am Maschinengewehr.

Als ich das Gesicht meines Bruders sah. Seit des Sterbens. Dem kann man die Schritte rechnen, so man 1 Schalte, 1 Korbeerblatt hinzu, lockt das

die Seele gebunden, dessen Mittern. Ich bin wieder, in die richtgebäude gingst." Sie lies zu ihrem kleinen Schreibe. schloß auf und gab ihm die Bankquittung in die Hand.

Er nahm sie. Das Blut schoß ihm beängstigt zu Gesicht. Die Tochter, zitternd, schob ihm einen Stuhl herbei, aber der alte Herr richtete sich in die Höhe. Gerade, die rechte

Dann zuckten die oberen Lippen seiner. Er da wie eine Ehrenstatue seiner selbst.

"Ich wußte es ja," sagte er mit Überzeugung, "was ich übernommen habe, das führe ich durch, auch wenn ich selber einmal daran zweifle! Und nun möchte ich frühstücken. Solch eine freiwillige Nachtwache strengt an."

Ein ferngesehen.

Skizze von Erich Klein (Allenstein, Ostpr.).

Dumpf vergrollen die letzten Donner der Schlacht. Nur hie und da noch ein toter Schlag in der Ferne. Mitunter dann plötzlich in die Stille hinein ein kurzes Knattern; es bricht durch die Nacht, es erstickt in der Nacht. Und ruhig und dunkel steht der Wald, aus dem es kam, vorn am Horizont taucht der Mond in großer roter Scheibe aus Rußlands unendlichen Weiten.

Langsam sucht ein Scheinwerfer über den Wald und schiebt sein breites Lichtband lautlos von links nach rechts. Und wo sein Schein hinfällt, da wimmelt der Waldsaum von tausend Gestalten, und es quillt und quillt aus den Waldgründen hervor; kaum stehen die Bäume in dem Gedränge. Der Wald erbricht die Massen mit Gewalt, ein Haufe drückt den andern vorwärts. Heran schiebt es sich, unwiderstehlich heran, fort von dem verlöschenden Abendrot, entgegen dem russischen Mond.

Die Massen dröhnen nicht, sie schreien nicht, sie reden nicht. Sie atmen nur. Und ihr Atem leucht vor ihnen her und ballt sich näher und näher.

Nun erzittert die Luft; wie ein Wind kommt er her, und mit dem Winde etwas wie ein Trappeln. Und auf dem nächsten Hügel taucht etwas Dunkles auf und überzieht langsam den blassen Sandweg am Hügelabhang hinunter.

Nun ist die Spitze unten, biegt sich wagrecht nach vorn und schiebt sich sicher steuernd vorwärts. Und hinter ihr sich verbreiternd die ganze Masse.

Es wächst und wächst heran. Schon gliedert es sich, wird in sich lebendig. Hie und da löst eine Gestalt sich von der Seite, schließt sich dann wieder in das Ganze, und vorn hebt sich schon die eine oder andere vom unterschiedslosen Hintergrund.

Beine bewegen sich nun, Körper schwanken, von gelben Mühen wogt es hin und her.

Roll tritt nun die erste Gestalt hervor, lebt auf im Mondenlicht und verschwindet als Schatten gegen den Mond. Und einer nach dem andern kommen sie, und immer dichter. Haufen treten aus dem Dunkel, lassen sich vom Mondlicht umreißen und verlieren sich als Schatten.

Am Wege links steht ein Blochhaus. Die ersten Scharen sind vorüber, da öffnet sich die Tür. Einige Offiziere treten heraus, im Mantel, mit hochgeschlagenem Kragen. Schweigend stehen sie vor dem Hause, und ihre Augen stehen finster in die ziehenden Truppen. Wie eine geschüttelte Lehmmasse, so schieben sie sich vorwärts in ihren gelblichen Ritteln, die Gewehre über der Schulter, manche ohne Mühe, andere mit verbundenem Kopf, jeder einzelne nur gehalten durch die Masse. Kaum einer hebt den Blick zu den Offizieren. Hin und wieder nur blickt im Vorbeigehen ein Leutnant auf, zuerst Erstaunen, dann ein Erschrecken in den Augen, und grüßt mit tieffster Ehrerbietung. Flüchtig hebt der eine oder andere von den Offizieren die Hand gegen seine Mühe, der in der Mitte jedoch steht regungslos. Der in der Mitte ist der Höchtkommandierende, der Großfürst, vor dem Rußland zittert. Er steht und schweigt, aber seine flachen Augen wollen aus den roten Rändern quellen, und zwischen seinen Zähnen, da steht etwas, das nur wartet, um herauszubrechen. Diese Tierhorde da! Diese trampelnden Beine mit den Leibern, die sie tragen, und diese blöden Schädel oben! Konnte dieses

Bieh nicht — des Großfürsten Hand zittert am Degentknopf — konnte dieses Bieh nicht liegen und schießen, liegen und schießen, ob es abgeschlachtet wurde oder nicht? Was will das noch? Sein Leben retten? Und rennt deshalb, wenn die Kugeln ihm zu dicht kommen oder Bajonette vor ihm blitzen? Wofür will das leben? Wofür hält sich das Rad? Mit dem Degen schmettern in dies stumpfsinnige Bieh! Zurück damit, zurück vor die Kanonen!

Er reißt seinen Degen los mit dem Gehänge, er hält ihn hoch, er wirft ihn voll Wut zu Boden. Niemand wagt, ihn aufzuheben. Die Reitpeitsche faßt er dann und schlägt vor sich die Erde.

Haufe über Haufe zieht vorbei, und der Großfürst peitscht den Boden neben ihnen. Aber sein Blick zielt nach den Menschen, und seine Hand zittert, dem Blick zu folgen. Diese torkelnden, trampelnden Beine! Torkeln, um ihre Leibesklumpen zu retten!

Das Blut steigt ihm in den Kopf. Die Augen flackern aus den roten Rändern. Er schlägt nicht mehr den Boden, er schlägt die Luft!

Artillerie kommt vorbei, die roten Mühenstreifen leuchten. Aber kein Geschütz. Die Kanoniere alle auf Pferden oder zu Fuß; die Geschütze sind verloren. Der Großfürst sieht die ausgespannten Pferde: Das Auge bricht ihm aus, hinein springt er zwischen den Haufen.

„Halt!“ Er ist heiser vor Wut. Er zwingt seine Stimme: „Halt!“ Er überschreit sich: „Halt!“

Dem vordersten Pferd packt er in die Zügel, und die Reitpeitsche sauft, ganz gleich, ob auf Pferd, ob auf Reiter. Er haut und haut. Dann mit heiserer Stimme: „Wo habt Ihr Eure Kanonen?“ Die Reitpeitsche schlägt rechts und links.

„Wo Eure Kanonen?“ Wild flackert sein Auge, wild schlägt er, wild schreit er: „Eure Kanonen, Eure Kanonen, Ihr Hunde!“

Ein alter Unteroffizier mit einer Binde um sein ergrautes buschiges Haar, tritt ihm entgegen. Und des Großfürsten Auge flackert nicht so finster wie seines glüht.

Stille. Der Großfürst hält inne, mitten im Schlag. „Unsere Kanonen? Such sie dir, . . . Mörder!“

Der alte Soldat steht vor ihm, als erwarte er nur den Hieb der Peitsche. Aber der Großfürst steht starr.

Aus den Köpfen ringsum, aus den Gesichtern, die sich mit einem Male heben, steigt etwas Finsteres, Drohendes, steigt lautlos und bleibt wie eine Rauchwolke über dem Großfürsten stehen. Er fühlt es steigen, er fühlt den Schatten von oben. Der Schatten hängt in das Schweigen hinein; und das Schweigen ringsherum, das ist ein Wetter, welches seinen Atem anhält. Es drückt ihm auf die Brust, es drückt ihm an die Kehle, und nach Atem ringend tritt er beiseite unter dem Schatten weg. Und der senkt sich nieder, zergeht wie Nebel an den tausend Köpfen, und in das Schweigen kommt wieder Atem.

Offiziere rufen und treiben: langsam kommen die Massen wieder in Fluß.

Der Großfürst aber hat sich das Regiment gemerkt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs: a. S ö f e r, Feldmarschallleutnant. würde. Ich warne Eure Eminenz, nicht mehr mit politischer Betätigung hervortreten. Stufenhernerregende Enthüllungen über englische Mächte

Als ich das Grab meines Bruders suchte.

„Unter vier blühenden Pflaumenbäumen haben wir ihn begraben, Fichten und blühende Zweige bedekten ihn zu.“

Leifig fährt der Ost.
Sonnenflammen klettern,
Um den braunen Rost
Auf verwelkten Blättern.

Herbstlich feierstill
Stehen Aurlands Tannen. —
Wißt ihr, was ich will,
Dunkle, treue Mannen?

Hütet ihr ein Grab
Tief in eurer Mitte,
Drin ein Reitersknab
Ruht vom letzten Ritte? —

Als es Frühling war,
Zog er diese Wege
Mit der Lanzenschar,
Rüstig, rank und rege.

Sahst ihr Flug und flint
Pferdeköpfe niden?
Karabiner hing
Red auf seinem Rücken.

Wie ein Blütenstrauch
Bunt sein Herz und Sinnen,
Also zog er aus,
Aurland zu gewinnen! —

Ja, hier muß es sein,
Glaub' es längst zu kennen,
Ohne Kreuz und Stein,
Die den Namen nennen.

Friedlich rings herum
Weidet eine Herde,
Und ich schaue stumm
Die gesunkne Erde. —

Hörtest, Bruder, du
Wohl von unsern Siegen?
Darfst in guter Ruh'
Hier im Walde liegen.

Sieh, ein Riesenbrand
Sprang aus Todesfunken,
Unser ward das Land,
Das dein Blut getrunken.

Kriegslärm und Gefecht
Wird dich nimmer stören,
Nur der bunte Specht
Lacht in deinen Höhren.

Blüten wird der Wind
Dir im Frühling schiden
Und ein Hirtenkind
Wird dein Grab dir schmücken. —

Kommt der Friede bald,
Sollst du ewig reiten
Durch den Ruhmeswald
Unvergessner Zeiten! —

Karl Freiherr von Berlepsch.
Aus dem Februarheft von „Rehagen & Klasing's
Monatsheften“.

Eier aufzubewahren.

Mit dem nahenden Frühling und dem Eintritt wärmerer Jahreszeit beginnen die Hühner wieder ihre nutzbringende Tätig-

keit des Eierlegens. Damit kann man auch auf das Sinken der Preise rechnen, so daß die Hausfrauen daran denken können, größere Vorräte einzulagern. Das lohnt sich aber nur, wenn man die Eier aufbewahren versteht, ohne daß sie dem Verderben ausgesetzt sind. Dafür werden allerdings vielerlei Verfahren empfohlen, aber es gibt nach meiner dreißigjährigen Erfahrung nur ein wirkliches zuverlässiges Verfahren, und das ist zugleich das einfachste und das billigste. Dieses Verfahren verlangt, daß die Eier sehr sauber gewaschen werden, so daß auch nicht der geringste Schmutz daran haften bleibt, denn das sind die Stellen, wo die Fäulnis am ersten einsetzt. Dann untersucht man sorgfältig ob die Schale nirgends beschädigt ist, Sprünge hat und dergleichen; denn solche Eier können sich naturgemäß nicht halten, löst in zwei Liter Wasser einen Kaffeelöffel übermangansaures Kalium auf, worin man solange umrührt, bis das Wasser eine tiefrote Farbe angenommen hat. In diese Flüssigkeit legt man sorgfältig ein Ei nach dem anderen, jedoch nur so viele, daß die Flüssigkeit noch darüber steht. Nach 1½ Stunden werden die Eier vorsichtig herausgenommen, mit einem reinen Tuch abgetrocknet, jedes Ei einzeln in ein weiches reines Papier gewickelt und so in eine Kiste, Karton oder Korb gelegt. Diese wird an einen trockenen, frostfreien Ort gestellt, der jedoch nicht dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt sein darf.

Die Eier auf Stroh oder Häcksel zu lagern, empfiehlt sich nicht, weil sie dadurch leicht mit der Zeit einen Strohgeschmack annehmen. Man bedient sich am besten zur Lagerung der Holzwolle.

Das Konservierungsverfahren mit übermangansaurem Kalium, das sich bei mir in einer dreißigjährigen Praxis bewährt hat, hat jedoch einen Fehler, das ist aber nur ein Schönheitsfehler und das ist der, daß die Schale der Eier eine bräunliche Farbe annimmt. Im übrigen hat das aber auf den Wohlgeschmack der Eier keinen Einfluß, wie es zum Beispiel im Wasserglas, oder in Kalk der Fall zu sein pflegt. Es kommt manchmal vor, daß das eine oder das andere Ei an seiner Schale weiße Flecken behält. Diese empfehle ich zuerst zu verbrauchen, obgleich ich nicht die Erfahrung gemacht habe, daß sie sich weniger gut hielten, als die gleichmäßig gefärbten.

Für die Küche.

Rotkraut ohne Fett zu bereiten. Es ist wenigen Hausfrauen bekannt, daß das Rotkraut ohne jeden Fettzusatz gekocht, seinen feinen Geschmack am besten beibehält. Aber probieren geht über studieren also — probieren Sie und Sie werden staunen! Nachdem das Kraut fein gehobelt ist, lasse man dasselbe in heißem Wasser eine Viertelstunde lang kochen, gieße dann das Wasser ab und füge dem Kohl 1 Löffel Essig, Salz, und Zucker nach Geschmack und etwas Wasser bei. Ein in Scheiben geschnittener saurer Apfel verbessert den Geschmack noch. Dann läßt man das Kraut etwa 2 Stunden lang kochen bis gar keine Flüssigkeit mehr darin vorhanden ist und richtet es dann an.

Schweinefleisch in Bier. 1 Liter nicht bitteres Bier bringt man zum Kochen; ist das Bier bitter, so nimmt man halb Bier halb Wasser, legt das in Stücke von 8 bis 10 Zentimeter Breite geschnittene Fleisch eines jungen Schweines hinein, schäumt es, fügt dann auf 1½ Kilogramm Fleisch eine Obertasse voll geriebenes Schwarzbrot, 1 Eßlöffel voll gestoßenen Kümmel, Salz,

1 Schalotte, 1 Lorbeerblatt hinzu, kocht das Fleisch darin gar, entfernt Lorbeerblatt und Schalotte und richtet das Fleisch in der Sauce an.

Hauswirtschaft.

Cremerfarbige Kleider und Blusen praktisch zu reinigen. Zwei Teile warmes Wasser werden mit einem Teil gutem, 90prozentigem Spiritus vermischt. Das Kleid wird über das Plättbrett gezogen, mit einer nicht zu scharfen Bürste regelmäßig mit der Lösung gut gebürstet, und sofort mit gewöhnlichem Gips bestreut, der Gips ermöglicht ein schnelles Trocknen und läßt auch keine unsauberen Streifen zurück, kann also reichlich aufgetragen werden. Nachdem nun der Stoff vollständig trocken geworden, wird der Gips abgebürstet — Auch lassen sich creme- sowie hellfarbige Stoffe sehr gut mit heißem Kartoffelmehl reinigen, indem man die Kleider und Blusen mittelst eines groben Leinentuches, welches man mit dem heißen Kartoffelmehl bestreut, strichweise abreibt. Um etwaige Flecke zu entfernen, macht man von Benzin und Kartoffelmehl einen Teig, der nicht zu flüssig sein darf, reibt damit den Fleck tüchtig ein und läßt dies ruhig einen Tag oder wenigstens einige Stunden liegen; alsdann reibt man mit einem Lappen den Teig ab, mit Kartoffelmehl nach und der Fleck wird verschwunden sein.

Erprobtes.

Ritt für Fässer und Eimer. Hölzerne Gefäße, wie Eimer und Fässer, trocknen gar oft ein, so daß die Fugen auseinander stehen und die Gefäße das Wasser laufen lassen. Um diesen Übelstand zu beseitigen, rühre man 60 Gramm Schweinefett, 40 Gramm Salz und 33 Gramm Wachs zusammen und lasse diese Mischung langsam über dem Feuer zergehen. Alsdann füge man der flüssigen Masse noch 40 Gramm Holzasche hinzu. Die rinnenden Stellen der Holzgefäße trocknet man sauber ab und verstreicht sie mit dem noch warmen Ritt. Ist letzterer trocken geworden, so sind die Fässer vollkommen dicht.

Reinigung matter Lampenglocken. Um gläserne Lampenglocken von den so oft verunzierenden Eßfleden usw. zu reinigen und ihnen das schöne, matte Aussehen des polierten Glases wieder zu geben, gießt man zwei Löffel voll einer leicht erwärmten Auflösung von Pottasche in die Glocke, befeuchtet damit die ganze innere und äußere Fläche und reibt die Fleden mit einem weichen Tuche ab.

Gesundheitspflege.

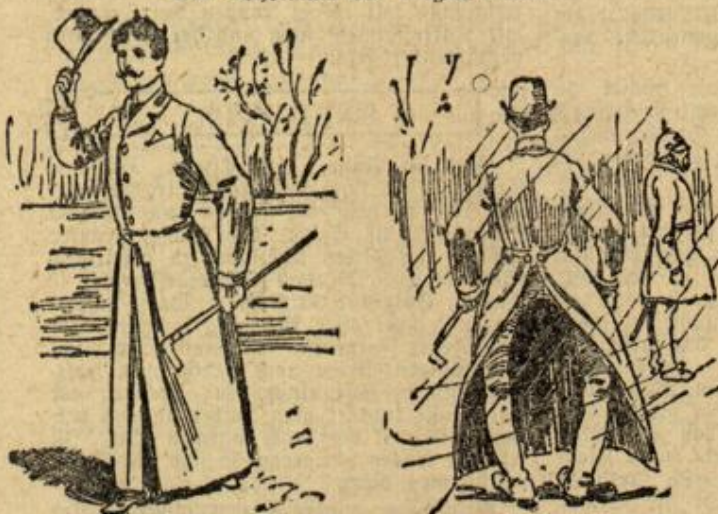
Verwendung des Salbei. Die getrockneten Blätter des Salbei ergeben einen vorzüglichen Tee, der bei Magenschwäche starkend wirkt und auch den Blutumlauf befördert. Außerdem bildet der Salbeitee, mit etwas Honig vermischt, ein ausgezeichnetes Gurgelwasser bei Halsentzündungen, wie auch bei Zahngeschwulsten im Munde, wenn man denselben so lange wie möglich lauwarm an die kranke Stelle hält, dann ausspült und das Verfahren mindestens alle Stunden wiederholt, bis das Übel behoben ist. Auch zum Reinigen der Zähne gibt es kein besseres und dabei unschädlicheres Mittel für den Schmelz der Zähne, als frische Salbeiblätter, mit deren Oberfläche man die Zähne abreibt, wodurch sie schön weiß werden.



Deutsche Armee-Abteilung beim Vorrücken in die Stellungen hinter Pinos.

Rätsellecke.

Das Geheimnis des langen Rodes.



Warum so lang sein Rodschos war?
— ein jäher Windstos macht es klar.

Humor.

Schweizer Kriegshumor. In dem vom Generalstabschef Theodor Sprecher von Bernegg eingeleiteten Schweizer Buch „Unser Volk in Waffen“ finden sich folgende Proben schweizerischen Kriegshumors: Ein Fremder fragt an, ob er sich rechts oder links halten müsse, um nach Großaffoltern zu gelangen. „Ja“, antwortet ihm ein Einheimischer, „das darf ich Ihnen nicht sagen, ich bin neutral.“

Schwer von Begriff. Soldat: „Soupmé, dr Binggeli mäldet sech a (Hauptmann, der Binggeli meldet sich an). Hauptmann: „Chot er nih säge: Herr?“ (Könnt Ihr nicht „Herr“ sagen?) Soldat: „Soupmé, dr Herr Binggeli mäldet sech a!“ (Hauptmann, der Herr Binggeli meldet sich an.)

Das Merkzeichen. Auf einem angestrengten Marsche der Zürcher Landwehrruppen im sonnigen Tessin. Der Hauptmann, der die Zeit gern nützt, prüft die Leute auf ihren Orientierungssinn hin. „Säget, Meyer, nach welcher Himmelsrichtung marschiert jetzt das Bataillon?“ — „Nach Süde, Herr Soupmé.“ — „So, so, nach Süde, woraus schließt er das?“ — „Wiel i immer mehr schwitze mueß!“

Humor der Zeit. Eines ist wunderlich: daß man den Deutschen noch nicht den Vorwurf gemacht hat, sie hätten in Serbien Kunstschätze zerstört.

Schlingengrabentüme. Du, Ede, hol mir mal aus'm Speisekande die Petroleumflasche mit der Aufschrift „Efig“. Es muß Sambenzast drin sein... Aber eloch' erst dran!“

Silbenrätsel.

vier ro do ur bern lu in tö ne si ze pan also nigs di vi alp go
fi el do ra stein.

Aus vorstehenden 23 Silben sind 8 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben eine Staatsform und das Oberhaupt einer solchen bedeuten. Die Worte bedeuten: 1. Beerenfrucht, 2. Buchausgabe, 3. Mytologische Gestalt, 4. Russische Stadt, 5. Meeresprodukt, 6. Römische Antike, 7. Farbstoff, 8. Berg in Ungarn.

Dreißilbenrätsel.

Von deinem Beutel wünschst du
Er soll die erste sein,
Tritt zwei und drei dann noch hinzu
So wirkt es gut drauf ein.
Das Ganze aber doch im Ru
Zerschmettert Stein und Wein.

Füllrätsel.

„Ihr werdet euren Hader doch nicht ewig wahren lassen? Geh! Suche deinen früheren Freund auf!“ „Nein“, antwortete der Gemahnte, „er war der beleidigende Teil, ihm wird es darum — —“

Rätsel.

Ein klassischer Gruß,
Dem ein Zeichen entchwand,
Zeigt sofort sich als Fluß
Im feindlichen Land.

Dreißilbenrätsel.

Die ersten zwei zu werden
Sei strebend man bereit,
Die dritte gilt auf Erden
Als zarter Unschuld Kleid.

Das Ganze zu besitzen
Führt immer in Gefahr.
Es ziert heut' stolz die Mägen
Der treu'sten Freundeschar.

Rätsel.

Es ist ein Berg, der weltbekannt
Berühmte Aussicht beut,
Mit anderm Fuß in Feindesland
Wird es umstritten heut.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Zweißilbenrätsel. Sofia.

Rätsel. Luna. Ulan.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.